

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

3. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Donnerstag, den 15. März 1917

Fernsprecher:
Königstein 44

Nummer 11

Rhein und Themse.

5) Erzählung von W. Reinhold.

Nachdruck verboten.

Auf den Konsul Steinhagen machte dieser kurze und bestimmte Brief einen tiefen Eindruck, um so mehr, als der Absender ihm selbst vollständig überließ, die Verwertungsbedingungen für das Patent festzusetzen. Das war sehr nobel. Der Konsul schwankte, ob er dies letztere Angebot annehmen sollte. Eins stand für ihn nach dem Charakter des Briefes fest, daß er Kunz Larsen's Erfindung in keinem Fall in den Dienst des englischen Auftrages stellen dürfe. Da er indessen seinem englischen Besucher bereits die Weigerung des Erfinders, das Patent nach England zu veräußern, mitgeteilt hatte, so brauchte er hierauf nicht wieder zurück zu kommen.

„Wie kommt es, daß Du mir den Brief zustellst,“ fragte er seine Tochter. — „Kunz hatte ihn seinem Abschiedsbrief an mich beigelegt,“ antwortete sie. „Er verläßt heute schon das Geschäft. Wußtest Du das nicht?“ — „Doch!“ Der Konsul nickte. Eine trübe Stimmung war über ihn gekommen. Er merkte es, daß eine seiner besten Stützen, vielleicht seine beste, von ihm gegangen war. Und Gertrud, die ihres Vaters Stimmung erkannte, entfernte sich still.

Der Tag sollte noch immer nicht ohne Unterbrechungen vorübergehen. Ein höherer Polizeibeamter erschien bei dem Konsul Steinhagen und sprach ihm den Wunsch aus, seinen englischen Gast zu sprechen. Der Hausherr war sichtlich unangenehm berührt. „Es handelt sich doch nicht um eine Untersuchung gegen meinen Gast? Ich verbürge mich in jeder verlangten Weise für Mister Kolfers.“

Der Beamte beruhigte ihn. „Herr Kolfers ist, wie wir nachträglich erfahren haben, im Gespräch mit dem englischen Kaufmann Clifford gesehen worden, der mit einem Offizier gleichen Namens verwechselt worden war. Ich will Herrn Kolfers nur über die Persönlichkeit des Mister Clifford des Näheren befragen.“

Der Gesuchte wurde von dem Konsul selbst herbeigeholt, der aber auf Wunsch des Beamten jede nähere Mitteilung über den Zweck der bevorstehenden Unterredung unterließ. Wie er sich im Stillen gedacht hatte, war der Engländer von der Ladung, wenn sie auch innerhalb des Hauses stattfand, so unliebsam berührt. „Da mache ich ja in Deutschland Erfahrungen,“ sagte er, „die ich nicht für möglich gehalten hätte.“ — „Es wird sich lediglich um eine Formalität handeln,“ versetzte Steinhagen.

Die Begrüßung mit dem Beamten war förmlich und kalt. Als Kolfers sein Anliegen hörte, preßte er die Lippen fest zusammen. Das hatte er nicht erwartet. „Wuß ich auf Ihre Frage Bescheid geben? Ich möchte doch nicht einen Landsmann, der zu Geschäftszwecken an den Rhein gekommen ist, durch eine irrig aufgefäße Bemerkung meinerseits in Ver-

legenheit bringen. Darum möchte ich Ihre Frage am liebsten unbeantwortet lassen.“ Der Polizeibeamte, der fließend englisch sprach, beruhigte ihn.

„Sie haben nichts zu befürchten, mein Herr! Ich bitte Sie, mir über Ihren Landsmann, Herrn Clifford, nur mitzuteilen, was Sie von ihm tatsächlich wissen. Daß Sie uns nichts Wichtiges verheimlichen werden, nehme ich von einem Gentleman, wie Sie es sind, als selbstverständlich an. Haben Sie also die Güte, mir in diesem Sinne Bescheid zu geben.“

Herbert Kolfers sah in einer bösen Klemme. Sagte er aus, was er wußte, daß der angebliche Seidenkaufmann Clifford, der mit einem falschen Passe reiste, in Wahrheit der englische Geniekapitän sei, so spielte der Telegraphendraht nach allen Richtungen, und Clifford wurde, worauf ziemlich sicher zu rechnen war, festgenommen. Am nächsten Tage stand dann in allen Zeitungen, die Verhaftung des Kapitäns Clifford sei durch die Aussage von Herbert Kolfers erfolgt, und welcher Empfang ihm selbst bei der in England herrschenden Stimmung zu teil werden würde, konnte er sich denken. Der freundlichste würde es ganz gewiß nicht sein.

Das alles schoß mit Blitzesschnelle durch seinen Kopf. Der Appell des Polizeibeamten an ihn, als einen englischen Gentleman, war ein sehr weitgehender, aber in diesem Falle, wo es einen Landsmann und Alt-Englands Wohl galt, mußte er ungehört verhallen. „Ob Recht oder Unrecht, es galt England.“

Und so erzählte er denn, der Mister Clifford sei ihm in London in einer Gesellschaft vorgestellt worden. Er habe, wie das in solchen Fällen nicht selten sei, den Namen nur flüchtig vernommen und sich des Herrn kaum noch erinnert, als dieser ihn heute Mittag auf seinem Spaziergange angesprochen und an jene, mehr wie flüchtige Vorstellung erinnert habe.

„Aber fiel es Ihnen nicht auf, daß Herr Clifford Sie sofort wieder erkannt hat?“ fragte der Beamte. Diesmal kam der Konsul, der dem Polizeimann die Bedeutung der Persönlichkeit seines Gastes klar machte, zu Hilfe. Mit artigem Lächeln sagte er:

„Sie müssen wissen, Herr Kommissar, daß das Haus Kolfers und Sohn eine der angesehensten Firmen in England ist, dessen Chefs schon aus illustrierten Zeitungen vielen Leuten bekannt sind. Es ist also vom Geschäftsstandpunkt aus sehr begreiflich, daß dieser Mister Clifford die Bekanntschaft meines Gastes zu machen suchte, um sie für später zu verwerten.“ Der Kommissar verneigte sich dankend, und als Mister Herbert Kolfers sagte: „Ja, so ist es,“ war er zufrieden gestellt.

Nachdem der Beamte sich entfernt hatte, sagte Steinhagen lächelnd zu seinem Gast: „Sie sehen, Mister Herbert, unsere Polizeibeamten sind keine Wehrwölfe und leicht zufriedengestellt. Uebrigens würde es auch wohl genügt haben, wenn er sich bei mir Auskunft geholt und Sie gar nicht weiter

aufgehalten hätte, aber das wollen wir dem Herrn nicht weiter groß anrechnen. Als Beamter muß er seinen Weisungen nachkommen.“

„Gewiß, das wollen wir dem Herrn nicht weiter anrechnen,“ wiederholte Kolfers mechanisch. Dann sagte er, er werde ein Viertelstündchen in den Hausgarten zum Rhein hinunter gehen. Als er im Freien wieder war, merkte er, wie auf seiner Stirn kalte Schweißtropfen perlten.

Alle Wetter, das war doch eine ganz verfluchte Sache gewesen! Die Aufregung steckte ihm in allen Gliedern, und er war fest entschlossen, seinen Aufenthalt im Hause des Konsuls nicht mehr als nötig zu verlängern. Der Teufel konnte ein böses Spiel treiben, die Sache an die große Glocke schlagen, und — er schüttelte sich.

Da klang ein eigentümliches Geräusch an sein Ohr, wie der Schall eines Kusses, und dann vernahm er aus einem Gebüsch heraus, unfern einer Seitenpforte des Gartens, flüsternde Stimmen. Er verstand bei seinen mangelhaften deutlichen Sprachkenntnissen nur einen Teil der Unterhaltung, aber den Rest ersetzte ihm seine Eifersucht. Das Paar, welches er belauschte, waren Gertrud und Kunz Larsen, die einander Lebewohl sagten.

Der junge Ingenieur wußte noch nicht, wohin er gehen würde, aber er meinte, mit seinem Patent in der Tasche stehe ihm der Weg zu einem Posten in allen deutschen Eisenunternehmungen offen. Er wollte baldigst von seinem Verbleib Nachricht geben. Nur die Versicherung von Gertrud's unbedingter Treue wollte er mitnehmen.

Sie beruhigte ihn, er konnte sich fest auf sie verlassen. Die Eltern wußte sie zu behandeln, sie war überzeugt, diese würden sie trotz der augenblicklichen Begünstigung der Bewerbung von Herbert Kolfers nie zur Ehe mit diesem zwingen. Und ihr imponierte dieser Engländer schon gar nicht. Sie begleitete den Namen von Herbert Kolfers mit einem spöttischen Achselzucken, das diesen zur hellen Erbitterung reizte. Aber er hatte doch die Genugtuung, daß Gertrud einige Minuten später ins Haus zurückkehrte. Da er vermutete, daß Kunz Larsen warten würde, bis Gertrud wieder im Hause sei, schritt er rasch auf die Stelle bei der Gartenpforte zu.

„Was tun Sie hier?“ sagte er barsch. Kunz Larsen war wohl etwas überrascht, aber keineswegs erschrocken, wie Kolfers angenommen haben möchte. Der Ton in den Worten des Engländers verfehlte den Eindruck auf Kunz Larsen gänzlich und er antwortete in der Sprache des Aufpassers: Das geht Sie gar nichts an. Jedenfalls will ich hier nicht den Spion spielen.“ Er wollte gehen, aber sein Gegner, dem bei dem Worte „Spion“ das Blut zum Kopfe stieg, hielt ihn am Arm fest, so daß der Deutsche mit einem Ruck sich befreite.

„Was wollen Sie mit dem Worte Spion sagen?“ knirschte Kolfers.

„Daß ich es für wenig gentlemanmäßig halte, „das Gespräch einer Dame mit ihrem Bräutigam zu belauschen,“ antwortete Larsen in einem Tone, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

„Das ist eine Annäherung von Ihnen, ich werde sofort dem Vater der jungen Dame von Ihrem Austreten Mitteilung machen.“ Kolfers konnte vor Aufregung kaum sprechen, aber sein Gegner blieb unverändert gelassen. Er trat dicht an den Fremden heran.

„Das werden Sie nicht tun“, sagte er bestimmt. „Sie handeln nicht als Gentleman, wenn Sie über eine Dame Tatsachen verbreiten, die der Zufall zu Ihrer Kenntnis brachte, und würden im übrigen auch mich veranlassen, dem Zufall dankbar zu sein, daß er Verschiedenes zu meinen Ohren brachte was ich nicht für mich zu behalten brauche.“

„Was sollen diese Anzüglichkeiten bedeuten?“

„Zunächst nur den Rat, sich nicht gar zu ungeniert auf

offener Straße mit einem guten Bekannten über Dinge zu unterhalten, die wohl kaum für Jedermanns Ohren bestimmt sind.“

„Sie haben, Sie haben — —“ stotterte Kolfers.

„Ich habe nur vernommen, was Sie sich mit Mister Clifford, wie Sie den Herrn nannten, erzählten, den Sie auf Ihrem Spaziergange heute Mittag getroffen hatten. Sie waren wohl gar zu sicher, daß hier Niemand Englisch versteht, und so gingen Sie eine ganze Weile vor mir her, ohne auf mich zu achten.“

„Und was haben Sie gehört?“ fragte Kolfers, auffällig zahm geworden. — „Daß Sie auf Deutschland ebenso wenig gut zu sprechen sind, wie dieser Mister Clifford. Sie schienen recht befreundet zu sein. Und da dieser Herr Clifford am Bahnhof angehalten worden ist, so ist es für die Polizei vielleicht doch von Interesse, seinen guten Bekannten nach einigen weiteren Einzelheiten zu befragen.“

„Da kommen Sie zu spät“, versetzte Kolfers brutal. „Ihre lebenswürdige Polizei hat schon eine Reihe von Fragen über meinen Landsmann an mich gerichtet. Herr Konsul Steinhagen wohnt der Vernehmung bei, aber das Resultat war ein völlig negatives.“

„Vielleicht ändert sich das, wenn die Einzelheiten Ihrer Unterhaltung genau nachgeprüft werden; ich meine nicht für die Polizei, wohl aber für den Herrn Konsul und seinen Sohn, die kaum gewußt haben werden, daß Sie so wenig gut auf das Deutsche Reich zu sprechen sind. Es ist keine Freude für ein deutsches Unternehmen, mit englischen Firmen in Verbindung zu stehen, die unserem Vaterlande Tod und Verderben wünschen. So viel Ehre haben wir auch im Leibe, daß wir aus solchen Händen kein Geld und keinen Geldgewinn annehmen.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich Deutschland Tod und Verderben wünsche?“, entgegnete Kolfers mit seiner gewohnten kühlen Gelassenheit. „Ich bin der beste Freund aller Deutschen, die es mit England gut meinen, und dazu rechne ich unbedingt den Herrn Konsul und seinen Sohn. Wenn Sie anderer Ansicht sind, so kann ich daran nichts ändern, dann müssen Sie eben die Folgen daraus ziehen. Und damit haben wir einander wohl nichts mehr zu sagen“, schloß er hochmütig. Seinem Gegner einfach den Rücken zu drehen, wagte er aber doch nicht, sondern blieb abwartend stehen, wie um seine letzte Antwort zu hören.

Kunz Larsen ließ sich nicht einschüchtern und jezt nicht irre machen. „Eine Freundschaft für England, wie Sie dieselbe denken, hegen der Herr Konsul Steinhagen und sein Sohn Arnold ganz gewiß nicht. Sie sind beide echte Deutsche vom Scheitel bis zur Sohle, die sich von John Bull nicht über den Löffel barbieren lassen, um ein drastisches deutsches Wort zu gebrauchen. Jedenfalls wissen Sie also nun, woran Sie sind. Die Zeiten sind vorbei, in denen sich der Deutsche von Osten oder Westen Gesetze vorschreiben ließ. Wir lausen niemanden nach. Und damit Gott befohlen!“ Er wendete dem Mann, von dem er wußte, daß er ihm in unverföhnlicher Feindschaft gegenüberstehen würde, stolz den Rücken und schritt zum Garten hinaus.

Herbert Kolfers blieb in ohnmächtiger Wut zurück. „Der Mensch sagt, die Deutschen ließen sich weder von Osten, noch von Westen her Gesetze vorschreiben, aber sie selbst wollen der Welt ihren Willen aufzwingen. Das könnte ihnen passen. Und reichen wir ihnen den kleinen Finger, so beanspruchen sie gleich die ganze Hand. Daraus wird nichts, mein Herr Kunz Larsen. Und Gertrud Steinhagen werde ich ihm zu entreißen wissen, mag er sich auf den Kopf stellen.“

Zwei Tage später reiste der englische Gastfreund des Steinhagenschen Hauses ab, nachdem seine Wirte und deren Angehörige in dieser Zeit sehr wenig von ihm gehabt hatten. Eine auffällige Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, die ihn nirgendwo recht aushalten und kein aufheiterndes Gespräch

führen ließ. Für alle neuen Zeitungsmeldungen zeigte er ein besonderes Interesse und hat bei allen eingehenden neuen Blättern, ihm die wichtigsten Meldungen daraus zu überlesen. Mit Gertrud wechselte er nur flüchtige Worte. Das waren die Folgen der Begegnung mit dem Kapitän Clifford, die es ihm raskam erscheinen ließ, den deutschen Boden so bald wie möglich hinter sich zu bringen. Er erbat und erhielt aber vor seiner Abreise das Versprechen, daß der Konsul und Gertrud im Spätfrühling oder Sommer nach England kommen wollten. Bis dahin wollte auch Arnold Steinhagen in Deutschland bleiben und dann mit den Eltern und der Schwester vom Rhein zur Themse reisen, um wieder seinen früheren Platz im Hause Kolfers und Sohn einzunehmen. So waren vorläufig die obwaltenden Meinungsverschiedenheiten in befriedigender Weise geschlichtet, und Gertrud war in der besten Laune.

Von Kunz Larsen sprach man im Hause des Konsuls jetzt nicht. Er hatte nach einer längeren Informationsreise in einem hervorragenden Eisenunternehmen des Ostens eine wichtige und gut dotierte Stellung gefunden, die dem einstigen sogenannten Wertmeister ein ganz anderes Ansehen gab und ihn als Respektperson erscheinen ließ. Sein Patent, von dem Fachzeitschriften wiederholt lobend berichtet hatten, hatte ihm den Weg ebnen helfen.

Von seinen Hoffnungen und verwirklichten Plänen hatte er Gertrud gewissenhaft auf dem Laufenden gehalten, die ohne Bedenken kurz mitteilte, was sie von ihm erfahren hatte. Auf die verdrießlichen Blicke und abwehrenden Mienen achtete sie nicht, sie wollte vor den Ihrigen kein Geheimnis haben. Der „Gastfreund aus England“ ließ ebenfalls häufig brieflich von sich hören, und wenn von ihm ein Schreiben einging, dann waren die Rollen vertauscht. Gertrud nahm seine Andeutungen der Zukunfts-Aussichten mit lächelndem Spott auf, war aber mit der Ausführung der Reise einverstanden. Nur zeigte sich schon die Möglichkeit einer kleinen Verschiebung derselben in den Sommer hinein bis etwa zum August. Dafür sollte sie dann aber auch einen längeren Umfang gewinnen und auf das interessante Schottland und seine Gebirge ausgedehnt werden.

Der Sommer ging dahin. Der Besuch englischer Kriegsschiffe, der für den deutschen Hauptkriegshafen zur Kieler Woche angekündigt war, erweckte in Gertrud Steinhagen den lebhaften Wunsch, diesem großartigen Marineschauspiel, das unter dem Protektorat des Oberhauptes des Deutschen Reiches stattfand, beizuwohnen. Und der Konsul erfüllte diesen Wunsch gern; war doch die Reise nach London für Ende Juli oder für den August verschoben, so daß kein Hindernis bestand.

Die Ansammlung der machtvollen Panzerflotten in dem deutschen Ostseekriegshafen bot ein großartiges Bild, das besonders den Binnenländern, die dergleichen zum ersten Mal sahen, vor Erstaunen den Mund schloß. Auch Gertrud Steinhagen war in dieser Lage, und ihr Vater weidete sich an der Ueberraschung seiner Tochter. Mit den Gefühlen des Stolzes auf die großartige Entwicklung der deutschen Seemacht verbanden sich bei dem jungen Mädchen aber auch ernste Gedanken. Sie verglich die englischen Schiffskolosse mit ihren deutschen Rivalen, und mußte an die Neußerungen Kunz Larsen's von der Möglichkeit eines deutsch-englischen Krieges denken. Deutschland wollte den Frieden, gewiß und wahrhaftig, und darin konnte es durch nichts erschüttert werden. Aber England, England mit seinen Zeitungen voll der bösen, mitunter sogar niederträchtigen Artikel gegen Deutschland? Daß das diese Panzer-Ungetüme nur für den Frieden baute, das war schwer, sehr schwer zu glauben. Wenn man in den Zeitungen die Lobpreisungen auf den Frieden las, daran die Betrachtungen knüpfte, daß gar nicht so viel Geld in der Welt vorhanden sei, um diesen Krieg Aller gegen Alle zu führen, in dem noch dazu ganze Industrien ver-

nichtet werden würden. Auch von der Arbeiter-Internationale war geschrieben, die niemals einen Massenkrieg gestatten würde. Das Alles hatte Gertrud in den letzten Wochen nach der Abreise Kunz Larsen's gelesen und sich gefreut, daß dieser mit all' den Millionen kräftigen Männern von den Gefahren des Blutvergießens verschont bleiben würde, aber wer in Kiel das Massenaufgebot vor Augen sah, dem zerflatterten die Friedensartikel wie Rauch, aller menschlicher Geist und alle Druckerschwärze kam gegen die stumme und doch so bereedte Sprache dieser Riesensfahrzeuge mit ihren Geschützen von enormer Tragweite nicht auf.

„Diese furchtbaren Panzerschiffe müssen den Frieden töten,“ so klagte Gertrud zu ihrem Vater, „sie machen aller Ruhe in der Welt den Garaus.“ Und der Konsul, der gedankenvoll geworden war, nickte ernst. Er war etwas an diesem Bild von majestätischer Furchtbarkeit, das zu gleicher Zeit ein wahres Drama im Völkereben mit eiserner Bestimmtheit, aber auch mit eiserner Härte ankündigte.

In die Lage dieser Kieler Flottenfeier kam die Meldung von der blutigen Tat von Serajewo, dem abscheulichen Verbrechen, dem der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin zum Opfer gefallen waren. Alle Flotten im Kieler Hafer flaggten gemeinsam halbmast und gaben zusammen den Trauersalut für die Opfer politischer Heimtücke ab. Die Welt war voll Entrüstung, aber wer dachte daran, daß in einer knappen Zeitspanne der Staat der Meuchelmörder Arm in Arm mit den Großmächten gegen Oesterreich-Ungarn und seinen Verbündeten Deutschland marschieren würde? Die Welt war in wenigen Wochen zerrüttet worden.

Durch diese Schreckensbotschaft war auch Konsul Steinhagen sehr ernst gestimmt worden. Und als in diesen Tagen ein Brief von Herbert Kolfers eintraf, worin er seine Freude ausdrückte, die Familie seines rheinischen Gastfreundes recht bald an der Themse begrüßen zu können, war er keineswegs so enthusiastisch, wie er es sonst wohl gewesen wäre. Alle hatten sie jetzt, jetzt endlich und unvermittelt die Empfindung, daß am nahen Horizont ein schweres Gewitter stehe, das nicht weichen wolle und mit einer nahen Entladung drohe.

(Fortsetzung folgt.)

Somme-Bilder

von Rich. Arab, Frankfurt am Main.

2. Sanitäter vor!

(3f.) Dritte Linie. Reservestellung. In einer kleinen Mulde, natürlich gedeckt durch die nach der Feindseite etwas steil ansteigende Wand, liegen die Unterstände der Sanitätskompagnie. Genau so gebaut wie die Erdslöcher vorne in den Kampfstellungen, nur tiefer und die Räume etwas breiter und höher. 30—35 Stufen unter der Erde und dann mit Eisenbeton, Schwellen und Minierbohlen eine Deckung darauf, die schon ein paar kräftige Schüsse größeren Kalibers aushält. Also „bombensicher“. Im Unterstand drinnen kunstgerecht gebaut „Britschen“ mit Strohsäcken, zwei, drei aufeinander und Handtragen für den Transport der Verwundeten, Verbandskasten und ärztliche Instrumente, ein paar Flaschen Sauerstoff für Gasvergiftete und Fernsprecher, das ist alles, was so ein Unterstand neben jammernden Menschen, denen noch das Entsetzliche der vergangenen Stunden auf den ersten, bleichen Gesichtern steht, birgt. Dazwischen mit übermächtigten, tief in ihren Höhlen liegenden Augen der Arzt und um ihn wie Engel in dieser Stätte des Leids seine treuen Sanitäter. Kräftige, derbe Gestalten, zwar körperlich und seelisch etwas müde und abgesehen von den verfloßenen schweren Tagen und noch schwereren Nächten, aber doch immer hilfsbereit und auf dem Posten bei härtester Pflicht. — Rrrr, rasselt der Fernsprecher. Einer springt

an den Hörer. „Hier . . . Sanitätskompagnie.“ — „Hier . . . Bataillon J. R. . . . Bitte sofort drei Schwerverwundete aus R I holen.“ — „Kommen gleich. Herr Major.“ — „Fertig, Schluß.“ — Ohne jeden weiteren Befehl sind aus einem Seitenstollen, der zum Schlaf- und Aufenthaltsraum für die Sanitätsmannschaften dient, ein Dutzend Menschen herausgekommen. Je zwei packen eine Trage und schon stampfen sie gebückt die Stufen hinauf ins Freie. Es ist etwas wunderbares, mit welcher Selbstverständlichkeit diese immer wieder aus ihrer lergen Ruhe gekehrten Höhlenbewohner ihre traurige Pflicht erfüllen. Die ganze Nacht waren sie ununterbrochen auf dem Posten und nun haben sie kaum eine Stunde der so wohl verdienten Ruhe gepflegt, da raffelt schon wieder der unerbittliche Fernsprecher, dieser Hilferuf der Kameraden vorne aus den Gräben, und treibt sie aufs Neue hinaus trotz Trommel- und Minenfeuer. —

Oben angekommen ordnet sich der Zug. Je vier Mann kommen an eine Trage und dann geht es los in Abständen von 30—40 Meter die kleine Mulde hindurch. Hier unten läßt es sich noch gut laufen, aber oben auf die Höhe und das Vorfeld wütet das Trommelfeuer. Sprungweise muß sich vorwärts gearbeitet werden durch Granatlöcher und Minenrichter. Rechts und links schlagen die Granaten ein. Und dazu ein Schlamm und ein Dreck, daß kaum vorwärts zu kommen ist. Aber sie müssen durch. Von Zeit zu Zeit eine kurze Atempause in irgendeinem Loch und dann geht es wieder weiter. In den Laufgräben ist überhaupt nicht vorwärts zu kommen. Diese sind teilweise fast vollständig zugeschüttet und an anderen Stellen das Wasser halbmannhoch. Oft wirft der Luftdruck einer krepierenden Granate die unermüdblich vorwärts Hastenden zu Boden, aber immer wieder reißt das eiserne Pflichtbewußtsein und der stählerne Wille, den armen verwundeten Kameraden da vorne in den zerflossenen Gräben zu helfen, diese Helden echter soldatischer Kameradschaft und wahrer Nächstenliebe auf und sporn die ermatteten, übermühten Menschen zu höchster Kraftentfaltung an. In allen lebt nur der eine Gedanke: wir müssen durch. Und sie kommen durch! Endlich, endlich nach fast zwei Stunden schier übermenschlicher Anstrengung sind sie vorne im Graben angelangt. Graben ist eigentlich nicht mehr die richtige Bezeichnung für diese Löcher und Granatrichter. Nun heißt es die Verwundeten sorgsam auf die Tragen betten. Sie werden festgeschnallt und trotz des immer weiter wütenden Trommelfeuers gelingt es, sie aus den halbzerschossenen Unterständen und Grabenstücken herauszuschaffen. Und nun denselben Weg wieder zurück. Jetzt noch mit einer so schweren aber kostbaren Bürde. Fast will es scheinen, als sei es unmöglich. Und doch muß es geschehen. Eiserne Energie und Pflichttreue machen das schier Unmögliche zur Wahrheit. Zwar werden unterwegs selbst einige Sanitäter verwundet, aber man kommt doch nach Stunden unendlich mühseliger Arbeit zurück zum Sanitätsunterstand. Dort wartet der Verwundeten die erste ärztliche Hilfe. Der zum Umfallen müden Träger gedenkt keiner, so selbstverständlich hält man ihre gefährvolle Arbeit. Sie finden reichen Lohn und innere Befriedigung, wenn ihnen einer, den sie eben aus der „Hölle“ da vorne geholt haben, die blutige zerflossene Rechte hinstreckt und dabei ein mattes „Viel Dank, Kamerad“ über die trockenen Lippen bringt, und in dem Bewußtsein, tapfer und treu ihre schwere Pflicht erfüllt zu haben.

Man kann viel von ihnen lernen, von diesen unscheinbaren Helden mit dem roten Kreuz auf dem Arm, wie in dieser großen Zeit Alle für Einen und Einen für Alle stehen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

8. März 1916. In glänzendem nächtlichen Angriff wurde die Panzerfeste Baux östlich der Maas mit zahlreichen anschließenden Befestigungen genommen, wodurch die Verbindung zwischen Douaumont und den Linien in der Woëvre abgekürzt wurde; in zahlreichen Luftkämpfen bei Verdun wurden 3 feindliche Flugzeuge abgeschossen. — An der **Tratfront** kam es am Tigris zu einem bis in die Nacht dauernden Kampfe, in dem die Türken in heldenmütigem Gegenangriff den Feind abschlugen.

9. März 1916. Der Krieg mit Portugal war die Folge des Schiffsraubes, der kaiserliche Gesandte in Lissabon wurde angewiesen, seine Pässe zu fordern. — An der Maas wurde der Ablainwald und der Bergrücken westlich von Douaumont den Franzosen entrissen, doch gelang es den Letzteren, durch kräftige Gegenstöße in der Panzerfeste Baux wieder Fuß zu fassen.

10. März 1916. Auf dem westlichen Maasufer wurden die letzten Franzosenester im Rabenwalde ausgeräumt, während es auf dem Ostufer und in der Woëvrebene zu lebhaften Artilleriekämpfen kam; nordwestlich von Reims stürmten sächsische Regimenter die stark ausgebaute französische Stellung in 1400 Meter Breite und 1 Kilometer Tiefe und machten viele Gefangene. — In Albanien suchten sich die Italiener am Semeni noch zu halten, mußten aber schließlich auf das südliche Bojusauer zurückgehen. — Der portugiesische Kongress suchte in lahmen Ausreden die Wegnahme der deutschen Schiffe zu rechtfertigen.

11. März 1916. Auf beiden Seiten der Maas machten die Franzosen vergebliche Gegenangriffe, holten sich aber nur Verluste, sodaß ihre Gefangenenzahl auf 430 Offiziere und 26 240 Mann stieg. Bei Obersept suchten die Franzosen vergeblich ihre Stellung wieder zu gewinnen. — An der **Vemenfront** wurden die Engländer, die einen starken Vorstoß von Aiden aus unternommen hatten, von den Türken in 3stündigem Kampfe derart zurückgeschlagen, daß sie ihr Heil in der Flucht suchen mußten.

12. März 1916. An vielen Stellen der Westfront, insbesondere beiderseits der Maas bis zur Mosel, herrschte starke Artillerietätigkeit, ebenso solche der Flieger, 3 feindliche Flugzeuge wurden vernichtet.

13. März 1916. Im Westen wurden bei Bieltje (bei Ypern) die Engländer zurückgeschlagen. — Leutnant Immelmann und Leutnant Bölske brachten jeder 2 feindliche Flugzeuge zum Absturz. — An der **Isonzofront** griffen die Italiener an verschiedenen Stellen, so bei Tolmein, Plava, Görz, Doberdo und San Martino mit starken Kräften an, es entwidelten sich große Kämpfe, die überall mit der Niederlage der Angreifer endigten. — Der französische Kriegsminister Gallieni gab seine Entlassung. — Im englischen Unterhause sprachen sich vernünftige Stimmen gegen den Handelskrieg gegen Deutschland im Frieden aus.

14. März 1916. Auf der linken Maasseite gingen deutsche Truppen kräftig gegen die Höhe „**Toter Mann**“ vor, 4 französische Gegenangriffe endigten mit empfindlichen Verlusten. Auf dem rechten Maasufer rangen die beiden feindlichen Artillerien verbittert weiter. — An der **Isonzofront** setzten heiße Kämpfe, sodaß es zum Handgemenge kam, ein, die Italiener wurden jedoch überall geworfen.

(Fortsetzung folgt.)